

nach aktuellem Standard, das Gros darüber hinaus in einer exakten Transkription. Bei Urkunden, „die lediglich in Kopialbüchern überliefert sind, oder bei Dokumenten, die einen ungewöhnlich langwierigen Wortlaut besitzen, deren Inhalt jedoch ohne Verständnisverlust oder Verfälschung des sachlichen Inhalts im Regest gefasst werden kann“ (S. 13), glaubte der Editor auf eine Transkription verzichten zu können. Als Historiker wird man dies prinzipiell bedauern, selbst wenn die pragmatischen Erwägungen nachzuvollziehen sind. Den editorischen Grundsatz, Orts- und Personennamen an die heutige Sprache anzupassen, wird man ebenfalls kritisch zu befragen haben. Ungeschickt erscheint es, im Orts- und Personenregister auf die Urkundenummer anstatt auf die Seitenzahl abzustellen. Entgegen der Kennzeichnung als Personen- und Ortsregister bietet das Register im Übrigen immer wieder auch Sachbezüge. Stichproben machten einzelne Ungenauigkeiten sichtbar (unter dem Sachbegriff Pfarrkirche von Bernkastel steht der Ort Graach mit den Nr. 212 und 215, unter dem Ortsbegriff Graach fehlt dann aber Nr. 212). In einem sonst sehr sauber gesetzten Buch befremdet es etwas, wenn es nicht gelingt, das übliche Symbol für Heiratsschließung ( $\infty$ ) einzubauen (man behilft sich mit  $\infty$ ).

Inhaltlich dominieren unter den edierten Urkunden solche, die Vermögensangelegenheiten betreffen. Diese sind für die Geschichte des Hospitals wie auch für die Lokalgeschichte im Allgemeinen interessant und machen deutlich, mit welch enormen wirtschaftlichen Schwierigkeiten eine Hospitalstiftung zu kämpfen hatte. Die innere Entwicklung des Hospitals erschließt sich über die Urkunden kaum (aufschlussreich sind Nr. 208.264.266.267, aus denen sich das Profil der Hospitalbewohner näher bestimmen lässt; Nr. 211 bietet interessante Aussagen zu Verstößen gegen die Hausordnung). Für den Bistums- und Kirchenhistoriker sind darüber hinaus einzelne Urkunden von speziellem Interesse. Nr. 25 vermittelt einen anschaulichen Beleg für das Engagement von Laien im Spätmittelalter, die eigene Pfarrkirche durch Stiftungen aufzuwerten. Sie gibt auch Aufschluss über das Vermögen eines Pfarrers. Nr. 212 macht die Ziele der nachtridentinischen Seelsorgereform in Gestalt einer Ordnung für die Pfarrkirche Bernkastel greifbar. Sehr deutlich wird auch, wie das Hospital immer wieder Begehrllichkeiten der Trierer Erzbischöfe weckte, die ihren Einflussbereich gegenüber dem vom Papst eximierten Hospital

auszuweiten suchten. Kam den Päpsten in diesem Konfliktfeld im 15. Jahrhundert noch eine beträchtliche Bedeutung zu, so war von ihr am Beginn des 17. Jahrhunderts nichts zu spüren. Dies mag freilich auch ein Indiz dafür sein, dass das nachtridentinische Reformpapsttum Exemtionen weniger bereitwillig begünstigte.

Trier

Bernhard Schneider

*Llull, Ramon, Das Buch über die heilige Maria.* (Katalanisch-Deutsch), hrg. v. Fernando Domínguez Reboiras, übers. v. Elisenda Padrós Wolff (= *Mystik in Geschichte und Gegenwart. Texte und Untersuchungen*, Abt. I: *Christliche Mystik*, Bd. 19), Stuttgart-Bad Cannstatt, frommann-holzboog, 2005, XLVIII, 379 S., geb., 3–7728–2216–9

„Dieses Buch ist Unserer Lieben Frau gewidmet. Da Unsere Liebe Frau Königin, Jungfrau, Herrin und Frau ist, haben wir dieses Buch zu Ehren Unserer Lieben Frau hauptsächlich Königinnen, Jungfrauen, Herrinnen und Frauen zugeeignet. Wir haben es mit größtmöglicher Klarheit und mit den einfachsten Worten geschrieben und vermeiden nach Kräften allzu große Subtilität, damit es verstanden werde. Das Buch geht aber im Prinzip von den Grundsätzen und Lehren der ›Ars demonstrativa, inventiva et amativa‹ aus“ (Prolog 8, S. 5). So fasst Ramon Llull selbst die Besonderheiten des vorliegenden Werkes pointiert zusammen: Es handelt sich um Frauenliteratur im Horizont der mittelalterlichen Mystik, doch nicht von Frauen für Frauen, sondern von einem Mann geschrieben, der, nachdem er an der Pariser Artistenfakultät mit seinen theoretischen Werken auf enttäuschendes Unverständnis gestoßen war, nun um eine möglichst eingängige Darstellung seines Denkens bemüht ist.

Drei Frauen, die Personifikationen Lobpreisung, Gebet und Intention, begeben sich, frustriert vom unverbesserlichen Fehlverhalten der Menschen – sogar in der Marienverehrung, in die Abgeschiedenheit der Natur und diskutieren mit einem weisen, gottesfürchtigen Eremiten, „wie sie miteinander von Unserer Lieben Frau, der heiligen Maria, sprechen können“ (Prolog 1, S. 3). Sie folgen dabei den ›Prinzipien‹ genannten Eigenschaften Mariens wie Gutheit, Größe, Standhaftigkeit, Barmherzigkeit, Schönheit, Jungfräulichkeit – insgesamt 30 an der Zahl, von denen einige in anderen Werken Llulls als Eigenschaften Gottes diskutiert werden. Diese sind hier ebenfalls Maria

zugeschrieben, da sie „das geschaffene Wesen ist, in dem sich mit größter Evidenz das Zeichen, die »Bedeutung« (»signum«, »significatio«) der göttlichen Attribute widerspiegelt“ (S. XXX). Pro Prinzip stellt der Eremit drei Fragen, wovon die erste durch eine Definition beantwortet wird; die anderen beiden bleiben aus didaktischen Gründen offen, werden aber zum besseren Verständnis mit Beispielen illustriert, damit die Leser(-innen) selbst darüber nachdenken und diskutieren können. Hier deutet sich eine katechetisch-pastorale Dimension des ›Libre de sancta Maria‹ an.

Dieses Werk liegt nun „als Stimulans für die Llull-Forschung sowie zur Bekanntmachung für einen größeren Leserkreis“ (S. VII) erstmals in deutscher Übersetzung vor. Zur Überbrückung der 715 Jahre, die uns von seiner Abfassung trennen, hat der Herausgeber, Fernando Domínguez Reboiras, der Textausgabe eine zusammen mit Blanca Garí, Professorin für Geschichte des Mittelalters an der Universität Barcelona, verfasste Einführung vorangestellt.

Diese Einführung bietet zunächst unter „1. Drei Religionen und ein Königreich. Ramon Llull und das okzitanisch/balearenische Inselreich“ (S. IX) eine knappe, aber meisterhafte historische Einordnung Llulls in den Kontext der damaligen religiösen und politischen Verhältnisse. Der Abschnitt erläutert zum Verständnis Llulls wichtige Elemente aus seiner Biographie sowie die Zustände in einem politischen Gefüge, das aus Festland und Inseln bestand, und einen Vielvölker- oder besser ›Viel-Religionen-Staat‹ darstellte. Die Ausführungen verzichten auf eine in der älteren Literatur oft noch anzutreffende Glorifizierung jener Epoche als ›Goldenes Zeitalter‹ mit einer imaginären Gleichberechtigung und reibungslosem Zusammenleben von Christen, Juden und Muslimen.

Unter „2. Eine apologetische ›Ars‹. Die Grundstruktur des Denkens von Llull“ (S. XX) folgt eine knappe Skizze der theologischen Grundgedanken des doctor illuminatus. Obwohl er Laie und Autodidakt war, handelt es sich um ein sehr komplexes System theologischer, philosophischer und naturwissenschaftlich-mathematischer Lehren. Dieser Teil dürfte in seiner Kürze und Prägnanz einen mit dem Denken Llulls noch nicht vertrauten Leser stellenweise überfordern. Obwohl er sehr gute Grundlagen legt, lassen sich die mitunter von den gängigen Schulmeinungen der Scholastik abweichenden Überzeugungen zu Trinität und Inkarnation, Ontologie und Kosmologie in ihrem interre-

ligiösen Horizont nur andeuten. Doch wird das Ziel Llulls sehr deutlich, nämlich „dass der Christ sich seines Glaubens bewusst wird, das heißt, dass er ihn begreife [...] um diesen Glauben denjenigen begreifbar zu machen, die nicht glauben“ (S. XX).

Eine Einordnung Marias in Llulls Gedankensystem erfolgt unter „3. Maria im lullianischen Kosmos“ (S. XXVIII). Sie stellt den ›Libre de sancta Maria‹ in einen weiteren Kontext. Llull hat mit über 230 Werken ein sehr umfangreiches Oeuvre hinterlassen. Deshalb versucht die Einführung eine Systematisierung der zahlreichen verschiedenartigen marianischen Texte Llulls anhand der Struktur Dreifaltigkeit – Menschwerdung – Schöpfung. Die Bedeutung Mariens kann nicht hoch genug veranschlagt werden. „Sie ist der Ort, an dem die Vereinigung Gottes mit dem Menschen geschah. Das ganze göttliche Werk ›ad extra‹ führt durch sie hindurch [...]“ (S. XXIX). Die Erlösung, die Llull ›Neuschöpfung‹ nennt, ist für ihn untrennbar verbunden mit der Schöpfung, und selbst letztere wäre nach Llull ohne Maria gar nicht geschehen. Nach dem Grundsatz ›Von etwas Schlechtem kommt nichts Gutes‹ ist die Inkarnation „in ihrer ursprünglichen Absicht nicht die Erlösung von der Erbsünde, sondern die Erhöhung der geschaffenen Natur“ (S. XXXII). Hier wendet sich Llull gegen Augustinus und die traditionelle Erbsündenlehre mit ihrer Rede von einer ›felix culpa‹. Nach Ansicht des Herausgebers und seiner Koautorin verleiht Llulls Auffassung der Erlösung eine „neue theologische Dichte“ (S. XXXII) und kosmologische Dimension. Dass jenes Theologumenon, welches die systematische Theologie etwas unbeholfen als ›absolute Inkarnation‹ bezeichnet, im Übrigen ähnlich von Rupert von Deutz, Bonaventura und anderen vertreten wurde, ist nicht erwähnt.

Die Ausführungen zur Lichtallegorie des Werks unter „4. ›Fiat lux‹, – ›fiat mihi‹ Es werde Licht, mir geschehe“ (S. XXXV) schlagen sowohl eine Brücke zur mittelalterlichen Mystik (S. XXXIX) wie – mit ihrem Hinweis auf Fatima, die Tochter des Propheten – zum interreligiösen Horizont: „Wenn aber das aurale Bild in der islamischen Tradition einen klaren Bezugspunkt hat, finden wir die mütterliche Funktion, die dieses Bild verkörpert, eindeutig in die christliche Tradition eingeschrieben“ (S. XXXVI). Dafür, ob die direkte Verbindung von Gen 1,3 und Lk 1,38 in der Überschrift auf Llull zurückgeht, bleiben die Autoren einen Beleg schuldig (cf. S. XXXVII).

Inhaltliche Anmerkungen zum Werk bietet schließlich „5. »Denn dieses Buch handelt von Unserer Lieben Frau« Der Schreibstil des »Libre de sancta Maria« (S. XL). Das Werk enthält stark autobiographische Anklänge. Der Eremit trägt eindeutig Züge Llulls. Die Gleichsetzung von Maria mit der Morgenröte am Schluss des Buches lässt an Llulls frühere Erfolge als Troubadour denken. Es ist diese dritte Schrift, nach der »Ars inventiva veritatis« und der »Ars amativa« 1290 in Montpellier verfasst, mit der Llull „seine neubearbeitete Methode, Gott zu kennen und zu lieben, konkret erprobt. Denken und Liebe, Wissenschaft und Kunst des Liebens fließen schließlich in den einzigen Weg zusammen, der bezeichnenderweise auf die Gestalt Marias angewendet wird“ (S. XLI). Faszinierend ist, wie Llull Systematik und Mystik, Theologie und Kontemplation, volkstümliche Marienfrömmigkeit und akademische Mariologie bruchlos verbindet. Deshalb werden die Autoren nicht müde, diese Besonderheit Llulls zu betonen: „Llull gelingt es auf diese Weise, in seine Apologetik und seine strenge Methodologie jene marianischen Elemente zu integrieren, die sich nicht in den scholastischen theologischen Diskurs seiner Zeitgenossen einfügen ließen“ (S. XXXIV). Der Abschnitt „6. Handschriftliche Überlieferung“ (S. XLVI) fällt etwas dürrtig

aus. Aufgrund seines Adressatenkreises schließen die Herausgeber, dass der »Libre de sancta Maria« ursprünglich auf Katalanisch verfasst worden ist. Es existieren noch zwei katalanische Handschriften und mehrere lateinische Übersetzungen. Für die lateinische Version sei auf die von Blanca Garí besorgte Edition im »Corpus Christianorum, Continuatio mediaevalis« Bd. 182 (Turnhout 2003) verwiesen. Doch worauf genau beruht der hier vorgelegte Text? – Eine berechnete Frage, zumal kein kritischer Apparat geboten wird. Wer das Vorwort liest, findet heraus: Es handelt sich um die korrigierte Fassung der vergriffenen altkatalanischen Ausgabe von Salvador Galmés. Die deutsche Übersetzung dieses Textes von Elisenda Padrós Wolff ist flüssig lesbar und bietet bisweilen eine kongeniale Wiedergabe des katalanischen Originals. Zum wissenschaftlichen Gebrauch wären ein Apparat mit Parallelstellen und ein Stichwortregister wünschbar. Angesichts der spärlichen Schriftzitate Llulls konnte auf ein Bibelstellenregister verzichtet werden. Insgesamt regt die vorliegende Ausgabe, die durchweg gelungen und ansprechend gestaltet ist, zur Beschäftigung mit Llull und seiner Mariologie an.

*Tübingen/Barcelona Annemarie C. Mayer*

## Reformation und Frühe Neuzeit

Appold, Kenneth G., Orthodoxie als Kon sensbildung. Das theologische Disputationswesen an der Universität Wittenberg zwischen 1570 und 1710 (Beiträge zur historischen Theologie, Bd.127), Tübingen: Mohr Siebeck 2004. Geb., VIII, 359 S. € 84,-.

Mehr als 3.000 gedruckt vorliegende Disputationen aus der Zeit zwischen 1570 und 1710 bilden die Quellengrundlage der vorliegenden Studie, die als Habilitationsschrift für das Fach Kirchen- und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg erarbeitet wurde. Ihr zentrales Erkenntnisinteresse gilt der Frage, inwieweit das von der (älteren) Forschung vorgegebene und bislang (noch) weitgehend akzeptierte „Bild der doktrinalen Einheit in der lutherischen Orthodoxie“ (S. 3) im Lichte neuer Quellen zu korrigieren ist. Die ausgewerteten Disputationen aus der Zeit zwischen der Neuordnung des theologischen Disputa-

tionswesens durch den aus Württemberg stammenden Jakob Andreä und dem aufkommenden Pietismus sind fraglos für diese Fragestellung hervorragend geeignet, weil die Quellendichte zum einen eine Analyse der vertretenen Lehrmeinungen über einen längeren Zeitraum erlaubt, zum andern aber auch die Variationsbreite der theologischen Meinungen in einem bestimmten Zeitabschnitt erkennbar werden lässt. Insofern wird über die Disputationen eine konzise Rekonstruktion des theologischen Diskurses an der Wittenberger Universität möglich.

Nach einer knapp gehaltenen Einleitung, die in eher oberflächlicher Weise vor allem auf das Forschungskonzept der Konfessionalisierung und Darstellungen zur (weithin vernachlässigten) Wittenberger Universitätsgeschichte Bezug nimmt, untersucht der Vf. im ersten Abschnitt der Arbeit die formalen und institutionellen Rahmenbedingungen des theologischen Disputationswesens an der Leucorea. Behandelt werden die vielfältigen Normie-